

KLASSIKKOLUMNE

Claudio Monteverdi, dessen 450. Geburtstag dieses Jahr ausgiebig gefeiert wird, hatte mit der bis dahin üblichen Mode Schluss gemacht, dass die Musik bis dato recht unbeeindruckt über die vertonten Texte hinwegschwappete. Stattdessen zwang er fortan Melodien und Harmonien dazu, ganz genau auf die Texte zu hören und ihnen bis in die letzten Feinheiten hinein zu folgen. Doch obwohl sich die Musik so in eine geradezu sklavische Abhängigkeit von den Texten begab, war der Effekt paradoxerweise ein völlig anderer: Monteverdi konnte über diesen Umweg der strengen Textgläubigkeit der Musik völlig neue Ausdrucksmöglichkeiten und Formen erobern, die letztlich ihre Autonomie stärkten. Dieser Schritt war revolutionär, sie begründet die Sonderstellung dieses Komponisten.

Vielleicht noch strenger als Monteverdi setzte **Jean-Baptiste Lully**, der Begründer der französischen Oper, auf die Unterwerfung der Musik unter den Text. Deshalb heißt Oper bei ihm auch nicht Oper, sondern „tragédie en musique“, komponierte Tragödie. Jedes Wort musste bestens verständlich sein, zu dem durfte die Musik nie an die feinen Nuancen der gesprochenen französischen Sprache rühren.

Damit aber geht Lully einen Schritt über Monteverdi hinaus, seine Musik ist für Nichtfranzösischsprachler deshalb auch immer schnell etwas zu monoton, weil etwas zu unspektakulär. Nikolaus Harnoncourt hielt Lully sogar für keinen wirklich guten Komponisten. Der Ensembleleiter, Cembalist und Musikforscher **Christophe Rousset** ist dagegen ganz anderer Ansicht. Weshalb er schon seit Jahren regelmäßig Lully-Opern auf CD herausbringt. Jetzt ist er bei der „Armide“ angekommen, diesem späten und knapp gehaltenen Meisterwerk. Die Heldin ist Zauberein von Beruf, sie kämpft gegen die christlichen Kreuzritter und sie macht sich nichts aus Männern – bis sie den hübschen Rambo Renaud sieht, ihren größten Gegner. Damit setzt ihre psychische Selbsterstörung ein, die Lully derart schonungslos komponiert hat, als wäre Sigmund Freud sein Berater gewesen.

Marie-Adeline Henry zeigt bei der ersten Begegnung ihrer Armide mit Renaud („Enfin il est en ma puissance“) das Erschrecken einer zuvor ganz der Karriere ergebenden Frauenseele über ihre eigenen sexuellen Abgründe. Kein Wunder, dass hier alles Melancholie ist, Verwundung und Aussichtslosigkeit. Hinreißend auch für Hörer, die kein Französisch können. (Aparté)

Der vor einem Jahr gestorbene Komponist und Dirigent **Pierre Boulez** ging mit Texten völlig anders um als sein Vorgänger Lully. Das zeigt überwältigend schön „Le marteau sans maître“, ein 40-minütiger Neunsätzer für eine Sopranistin und sechs Instrumentalisten. Boulez hat dunkle Verse des Dichters und Résistance-Kämpfers René Char als Grundlage genommen, die ihn aber nur selten zu traditioneller Textvertonung in der Nachfolge Monteverdis, öfter jedoch zu rein instrumentalen Kommentaren inspirieren. Gitarre, Schlagwerk, Vibraphon und Xylorimba weben ein pointillistisch helles Klangweben, das stets jene Faszination für asiatische Musik erkennen lässt, wie sie in der französischen Musik seit Claude Debussy und Maurice Ravel zu beobachten ist. Wobei die Glasperlenspiele der Gamelan-Musik immer frappant denjenigen der französischen Cembalo-Komponisten ähneln, die wie ihre asiatischen Kollegen rätselhaft lockende Gebilde erinnern, die kaum von dieser Welt zu sein scheinen. Die Neuenspielung des „Marteau“ durch den Dirigenten **Pascal Gallois** überwältigt nicht nur durch die gelassene Eleganz, dank derer die durch und durch unregelmäßigen Rhythmen ganz selbstverständlich daherkommen. Diese Aufnahme ist



zudem ein starkes Plädoyer dafür, dass der stets etwas unterschätzte „Marteau“ womöglich das Hauptwerk von Pierre Boulez ist. (Stradivarius)

François-Xavier Roth gehört zu jenen seltenen Dirigenten, die die beiden wichtigsten Klassiktendenzen der letzten Jahrzehnte zur Synthese bringen: die von Harnoncourt befeuerte historische Aufführungspraxis und die von Boulez vorgelebte Leidenschaft fürs Zeitgenössische. Roth, derzeit Chef der Kölner Oper, dirigiert also viele Zeitgenossen, sein Orchester **Les Siècles** spielt auf Instrumenten der Stückeentstehungszeit. Roth und seine Musiker sind von CD zu CD besser und mitreißender geworden. Den Höhepunkt markiert jetzt diese Einspielung von **Maurice Ravel's** Ballett „Daphnis et Chloé“. Das Stück bedient sich der auch bei Boulez zu findenden Möglichkeit von Textvertonung, die die antike Liebesgeschichte in eine reine Tonerzählung verwandelt, und die bei Roth und Les Siècles auch ohne Tänzer völlig verständlich ist. (Harmonia Mundi)

REINHARD BREMEBECK

DI/Digital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de



Das bekannte Bild von Kim Kardashian verrät mehr über die Anatomie der sozialen Medien als über den retuschierten Körper.

FOTOS: JUERGEN TELLER

Wenn es bäng macht

Der Fotograf Juergen Teller in einer Berliner Ausstellung, die rund um einen berühmt gewordenen Erdhügel arrangiert wurde

VON JAN KEDVES

Was könnte man nicht alles in diesen Ausstellungstitel hineinlesen: „Enjoy Your Life!“, genieß dein Leben! Das ist ja im Grunde der dünnste aller nettgemeinten Selbsthilfesprüche, der via Ausrufezeichen schnell zum Imperativ wird, zum Zwang, Stress. Der Fotograf Juergen Teller, der mit einigen seiner hart angeblitzten Fashion- und Promi-Fotos längst zum Kanon der zeitgenössischen Kunst gehört, hat schon viel genossen in seinem Leben, genießen müssen.

Darauf lassen seine Fotos schließen. Das von Charlotte Rampling – nachts, nackt im Louvre, oder das von Victoria Beckham, wie sie in einer riesigen Marc-Jacobs-Tüte steckt und die Beine herausbaumeln lässt. Diese Fotos sehen so aus, als vertrauten die Stars ihm quasi blind und als seien die kurzen, maximal intensivierten Situationen, in denen die Kamera dieses Bäng einfängt, ziemlich anstrengend. Vielleicht nicht im Moment selbst, aber weil das Energielevel durch sie so hochgepusht wird, dass es danach nicht sofort ein Runterkommen gibt.

Teller jedenfalls begab sich, wie man in seiner Ausstellung im Berliner Martin-Gropius-Bau sehen kann, vor zwei Jahren zum kontrollierten Herunterfahren ins österreichische Maria Wörth zur Kur. Dort ging er im Bademantel mit Walking-Stöcken spazieren, knipste und nahm zwölf Kilo ab. Zum Glück verlor er dabei nicht seinen Bäng, das visuelle und affektive Surplus, das bei ihm immer noch obendrauf kommt, auch wenn man denkt, gute Teller-Fotos ließen sich immer schon in einem Satz, als Einzeiler, erfassen. Etwa so: Kombination von Subjekt (möglichst bekannt) mit irgendwiewehriger Situation. Wie das erwähnte Louvre-Foto von Rampling, das

in Berlin zu sehen ist. Oder: Kim Kardashian rutscht mit Pelzjacke und fast keinem Höschen auf einem großen Erdhaufen herum.

Das Kardashian-Foto, ebenfalls mit dem Teller-Bäng, entstand nach seiner Kur in der österreichischen Klinik, eine Stunde außerhalb von Paris in der Nähe des Château d'Amberville. Es ist eine frühe Ikone des 21. Jahrhunderts, es steckt so viel mit drin: die medizinisch-plastische Überformung von Körperteilen und die Bereitschaft von Social-Media-Stars, für ihre Follower fast alles zu tun. Gerne auch Demütigendes – Kardashians Ehemann, der Rapper Kanye West, stand ja die ganze Zeit daneben. Vielleicht könnte man sogar sagen, dass die gesamte Ausstellung um Kim Kardashians Hintern herum arrangiert ist. Der Abzug ist zwar, anders als der Gegenstand selbst, eher klein. Trotzdem bleibt jeder an ihm hängen.

Er kann der Größte sein. Auch ohne Hula-Hoop-Mädchen

Das Foto beruhigt, weil es beweist, dass Teller, 53, der aus einer Geigenbauerfamilie im mittelfränkischen Bubenreuth stammt und seit 1986 in London lebt, das Bäng noch hat. Während er ansonsten seit seiner Kur der genialen Plattheit seiner Fotos manchmal nicht mehr ganz zu trauen scheint. Er versucht dann, eine zweite Ebene in die Fotos zu bringen. Wie schon in seiner gleichnamigen Ausstellung im vergangenen Jahr in der Bundeskunsthalle in Bonn zu sehen war (zu der sich die Berliner Schau wie eine leicht abgespeckte Variante verhält), nimmt er dann Teller, also tatsächliche Teller, Geschirr. Das bedruckt er dann mit bestimmten Motiven. Da gerät das Auge ins Schlingern, und das ist bei

Teller eine ganz neue Erfahrung. Aber woin er damit will, weiß man nicht so genau.

Ähnlich geht es einem nun in Berlin im letzten Raum. Die Bildstrecke war im vergangenen Jahr in Bonn noch nicht dabei und basiert wieder auf einem Einzeiler: Die als große Kifferin bekannte Popsängerin Rihanna posiert in einer hochtechnisierten Marihuana-Plantage in Kanada. Klingt super, auch vor dem Hintergrund, dass zuletzt die Falschmeldung sehr einleuchtend schien, Rihanna plane, ihr Merchandise-Imperium um eine eigene Marihuana-Marke zu erweitern: „Marihanna“. Die Sängerin machte dann allerdings „no show“, sprich: Sie tauchte nicht auf. Und Teller? Saß schon in Vancouver und ver-



Selbstporträt mit Teller, stapelweise.

suchte das, was er eigentlich sonst nie versucht: seinen Bäng durch Umplanung irgendwie zu retten.

Er nahm zwei Ersatzmodels, hübsche kanadische Mädchen, die mit Hula-Hoop-Reifen herumspringen. Dazu kaufte er eine Ausgabe von *Harper's Bazaar*, mit Rihanna auf dem Cover, nicht von ihm fotografiert, sondern von Mariano Vivanco und zu Tode gephotoshopt. Mit diesem Heft posieren die Hula-Hoop-Mädchen, und Teller macht Fotos. Das ist kein Einzeiler, sondern eine komplizierte Herleitung. Mit dem Ergebnis, dass es aber doch vor allem zu Bildern ohne Rihanna führt.

Teller thematisiert hier seine Arbeitsbedingungen, die Kränkung des sitzengelassenen Starfotografen. Er lässt sich in Krakelschrift auf abfotografierten Blättern darüber aus, dass vor einem Shoot heute erst mal die Anwälte reden müssen und sich Promis immer häufiger das Recht auf Nachbearbeitung und Freigabe der Fotos einräumen lassen. Das hasst er natürlich, und er hat sich nur ein einziges Mal darauf eingelassen, bei dem Kardashian-Shoot. Tatsächlich fällt auf, dass Kim Kardashians Gesicht und Po im Vergleich zur Krisselegit des Hintergrunds einen Tickchen zu poliert sind.

Das Bäng geht dadurch interessanterweise nicht verloren. Während die Ersatz-Rihanna-Fotos es nicht haben. Sie bekommen es auch nicht mehr durch die Hängung, die an Arbeiten von Wolfgang Tillmans erinnert. Nanu, wollte Teller hier aus dem Scheitern seiner Strecke noch ein kleines Witzchen darüber machen, wer der größte deutsche Fotograf ist? Er kann der Größte sein. Wenn es bäng macht.

Juergen Teller – Enjoy Your Life! Bis 3. Juli 2017 im Martin-Gropius-Bau in Berlin. Informationen unter www.berlinerfestspiele.de/Martin-Gropius-Bau.

Berichte des Schreckens

Die Wiener Library in London macht als erste europäische Bibliothek das UN-Archivmaterial zu Kriegsverbrechen zugänglich

Vergangenes Jahr bekam Ben Barkow eine Nachricht, auf die er lange gewartet hatte: Das britische Außenministerium teilte dem Direktor der Wiener Library in London mit, es stehe eine Festplatte für ihn bereit, er brauche sie sich nur abzuholen. Auf dem Datenträger waren digitale Scans des gesamten Archivs der United Nations War Crimes Commission (UNWCC) gespeichert, insgesamt 900 Gigabyte. „Ich war sehr froh“, sagt Barkow. „Es hatte mich mehrere Anläufe gekostet, bis das Foreign Office offiziell die Kopien von den Vereinten Nationen angefordert hatte.“ Jedes Land, das Mitglied der UN ist, hat eine Recht, solche Kopien zu bestellen, und anders wäre die Wiener Library wohl auch nicht an die Dokumente gekommen, die sie nun als erste europäische Bibliothek ihren Nutzern frei zugänglich macht.

Ben Barkow beschäftigte sich 2012 zum ersten Mal genauer mit dem Archiv der United Nations War Crimes Commission. Damals bereitete der Leiter der weltweit ältesten Einrichtung für Holocaustforschung ein Symposium zum 70. Jahrestag der UN-Verurteilung des Genozids an den europäischen Juden 1942 vor. Aus jener Erklärung war ein Jahr später die Initiative der 17 damaligen UN-Mitgliedsstaaten hervorgegangen, Beweismaterial gegen die Nazis und ihre Verbündeten für mögliche Anklagen wegen Kriegsverbrechen zu sammeln.

Angeregt zwischen 1943 und 1948, enthält das Archiv unter anderem Listen mutmaßlicher Kriegsverbrecher, die gegen sie erhobenen Anklagen, Augenzeugenberichte und sonstiges Beweismaterial, Korrespondenzen und Prozessmitschriften.

Angesichts dieser Materialfülle fand Barkow es erstaunlich, wie vergleichsweise wenig Beachtung das UNWCC-Archiv in der Arbeit der meisten Forscher fand, die sich mit den Kriegsverbrechertribunalen nach dem Zweiten Weltkrieg befassten. Einer

In der UN-Zentrale mussten Forscher teils ungewöhnlich viele Hindernisse überwinden

der Gründe war seiner Meinung nach, dass die Dokumente in der New Yorker UN-Zentrale nicht besonders gut zugänglich waren. Theoretisch standen sie zur Recherche zur Verfügung. Aber als beispielsweise Barkows Kollege Dan Plesch von der University of London versuchte, dort für ein Buch zu recherchieren, musste er ungewöhnlich viele Hindernisse überwinden. Plesch brauchte, um Zugang zu erhalten, nicht nur einen offiziellen Brief der britischen Regierung, es war ihm auch nicht gestattet, irgendetwas aus den Dokumenten

zu kopieren, nicht einmal handschriftlich. „Eine Zeitleiste löste er das Problem, indem er sich Passagen einprägte, hinausging und sie einem Mitarbeiter diktierte“, erzählt Barkow. „Aber das unterband das UN-Personal dann schließlich auch.“

Warum dieser Widerwille? Da könne er nur spekulieren, sagt Barkow. „Zum einen hatte lange niemand Zugriff auf dieses Archiv verlangt, zum anderen hatten sich viele Ergebnisse der Arbeit der UNWCC während des kalten Krieges als etwas peinlich für die Westmächte erwiesen. Aus dem Archiv ging hervor, dass die westlichen Alliierten anfangs wesentlich weniger nachdrücklich auf den Völkermord reagiert hatten als manche Länder, die nun Teil des Ostblocks waren.“ Die UN habe sehr hohe moralische Maßstäbe angesetzt, die nach dem Krieg in manchen Fällen der Realpolitik etwas in die Quere gekommen seien.

Der am Londoner Birkbeck College lehrende Historiker Nikolaus Wachsmann glaubt eher, dass weniger der Inhalt des Archivs als die byzantinischen Regularien einer unüberschaubaren Institution wie der UN zu solchen Schwierigkeiten führte. Grundsätzlich hält der Experte für die Geschichte der Konzentrationslager es für begrüßenswert, dass die Wiener Library das UNWCC-Archiv als Gesamtkorpus erstmals in Großbritannien zugänglich macht.

„Dieses Material ist zwar nicht neu, bietet aber eine sehr gute Übersicht über die Kriegsverbrecherprozesse“, so Wachsmann. „Die UNWCC hatte selbst keine Exekutivmacht. Sie sammelte und sichtete das Material, das ihnen von den Mitgliedsstaaten geliefert wurde, in denen dann auch die Prozesse stattfanden.“ Die bundesdeutsche Regierung hatte allerdings lange keinen Zugang zu dem Archiv.

Sexuelle Gewalt wurde in der Holocaust-Forschung lange marginalisiert

Die Erfolge der UNWCC-Arbeit waren beachtlich. Rund 2000 der Anklagen, die schon vor Ende des Zweiten Weltkriegs vorbereitet worden waren, führten tatsächlich zu Prozessen wegen Kriegsverbrechen. So stufte die War Crimes Commission erstmals sexuelle Gewalt und Vergewaltigungen als Kriegsverbrechen ein. Das Archiv sei auch deshalb bedeutsam, sagt Barkow, weil in der Holocaust-Forschung sexuelle Gewalt bisher eine untergeordnete Rolle gespielt habe. Es verzeichnet zudem die erste Anklage eines amtierenden Staatsoberhauptes als Kriegsverbrecher: Die tschechische Exil-Regierung wollte Adolf Hitler persönlich zur Rechenschaft ziehen.

Vielfalt statt Einfach

Beim Deutschen Filmpreis gewinnen die wilden Kinowerke

Bei der Verleihung des Deutschen Filmpreises am Freitag in Berlin gab es geradezu einen Erdrutsch für Frauen. Nach 67 Jahren, in denen zum Beispiel nur vier Mal eine Frau den Preis für die beste Regie geholt hat, sind in diesem Jahr die Hauptpreise in vielen Kategorien an Filmemacherinnen gegangen. Maren Ade wurde für ihre Komödie „Toni Erdman“ als beste Regisseurin und beste Drehbuchautorin ausgezeichnet, für den Schnitt des Films bekam Cutterin Heike Parplies eine Lola verliehen. Dsilberne und die bronzene Lola für den zweit- und drittbesten Film des Jahres bekamen ebenfalls Produktionen von Regisseurinnen: das Abtreibungsrama „24 Wochen“ von Anne Zohra Berrached und der Märchenthriller „Wolf“ von Nicolette Krebitz.

Eine Niederlage bedeutete dieser Frauientriumph für Chris Kraus und seine Tragikomödie über zwei Menschen, die sich beruflich mit dem Holocaust beschäftigen: „Die Blumen von gestern“ war mit acht Nominierungen als zahlenmäßiger Favorit in den Abend gegangen und ging am Ende völlig leer aus. Das Beste an diesem Preisjahrgang ist aber, dass die Frage, welches Geschlecht die Filmemacher haben, letztlich zweitrangig ist, weil ganz einfach die eigenwilligsten, mitreißendsten, aufwühlendsten Geschichten ausgezeichnet wurden. Wie passend, dass just am Tag der Lola-Verleihung „Toni Erdmann“ im deutschsprachigen Raum die wichtige Erfolgsmarke von über einer Million Zuschauern knackte. Denn preisgekrönte Filme sind oft genug keine richtigen Zuschauermagneten, was hier zum Glück nicht der Fall ist. Dass im zurückliegenden Filmjahrgang viele außergewöhnliche Filme dabei waren, hat eine kollektive Dynamik ausgelöst. Nicht nur „Toni Erdmann“ sorgte dafür, dass man beim Deutschen Filmpreis ausnahmsweise mal nicht das Gefühl hatte, nach würdigen Preisträgern länger fahnden zu müssen, nur um die Lolas dann doch an Mittelprächtigsten zu vergeben.

ANZEIGE

Einer Teilaufgabe dieser Ausgabe liegt

bei – ein Magazin der Evangelischen Kirche Deutschlands

Die Gala selbst profitierte vor allem davon, dass die Filmausschnitte, die bei solchen Veranstaltungen von den nominerten Filmen gezeigt werden, tatsächlich einmal klug ausgewählt und komponiert waren und einen guten Schnellobblick über das aktuelle Filmschaffen lieferten. Im Vergleich zu ihrem Vorgänger Jan Josef Liefers schlug die deutsch-iranische Schauspielern und Sängerin Jasmin Tabatabai als Moderatorin des Abends einen recht ersten Ton an, mit unvermeidlichen Ermahnungen zu den Werten der Demokratie, die auch Kulturstaaatsministerin Monika Grütters emphatisch beschwor: „Künstlerische Vielfalt ist besser als populistische Einfalt.“ Gewisse Längen waren dem grassierenden Vollständigkeitsschwand der Danksagungen geschuldet, unter dem Preisverleihungen generell leiden. Vielleicht sollte man die Preisträger ausdrücklich davon entbinden, allen Förderern und jedem Familienmitglied einzeln danken zu müssen. In diesem Sinne vorbildlich agierte der Schauspieler Georg Friedrich, der für seine Rolle in „Wild“ geehrt wurde und sich mit einem gemurmelten „danke an alle anderen“ flugs wieder verabschiedete.

Der Ehrenpreis ging in diesem Jahr an die Editorin Monika Schindler, die eine der wichtigsten Schnittkünstlerinnen des DDR-Kinos war und seit der Wende auch das gesamtdeutsche Kino prägte. Auch das eine schöne Entscheidung, ist die Montagekunst doch ein Filmberuf, der bei Preisverleihungen sonst etwas zu oft im Schatten steht.

ANKE STERNEBOG

Die Datenbank, die man jetzt in der Wiener Library einsehen kann – bisher gibt es nur vom Katalog eine Onlineversion –, ist nicht nur sehr umfangreich, sondern auch vielfältig. Es gibt beispielsweise den Bericht des britischen Soldaten Harry Ogden, der aus einem Kriegsgefangenenlager in Norwegen ausbrach, sich bis nach Polen durchschlug und dort den Partisanen anschloss. Er wurde wieder gefangen genommen, und da keiner ihm glaubte, dass er ein britischer Armeeingehöriger war, kam er als polnischer Kombatant ins KZ Auschwitz. Er überlebte, und beschrieb unter Eid die Grausamkeiten, denen er ausgesetzt war. Neben solchen Einzelschicksalen finden sich infrastrukturelle Dokumente, etwa ein gut hundertsätiger Bericht der polnischen Exilregierung über den Bau des Vernichtungslagers Treblinka, das wegen der systematischen Vernichtung des Beweismaterials bis heute sehr schlecht dokumentiert ist.

Für britische und kontinentaleuropäische Forscher macht das neue Angebot der Wiener Library die Arbeit sehr viel leichter. Ben Barkow glaubt, dass nicht nur Historiker es nutzen werden: „Etllichen Familien wird es ermöglicht, die Lücken in ihrer eigenen Geschichte zu füllen. Viele Überlebende sprachen nie von den Ereignissen des Krieges.“

ALEXANDER MENDEL